

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4527) vierteljährlich 2,10 Mk., für 2 Monate 1,40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. exkl. Bestellgeld.

Redaktion: Tauscher Str. 19/21.
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 6spaltige Petitzeile oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 30 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauscher Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen

Manfred Wittich.

Leipzig, 11. Juli.

Manfred Wittich ist gestorben! Diese Trauerkunde, die sich am Donnerstag in der Stadt verbreitete, hat viele Laufende Arbeiterherzen tief erschüttert! Wer unter den organisierten Genossen kannte ihn nicht — den glühenden, begeisterten und begeisternden Redner, den kraftvollen Herrscher der Sprache, die er in formvollendeter Schönheit zu gebrauchen wußte, um plastisch den Gedanken herauszuarbeiten, den er aufklärend in den Massen verbreiten wollte? Wie hat er bei Arbeiterfesten durch seine Prologe die Zuhörer gefesselt und für alles Schöne und Edle begeistert!

Nun ist der berebete Mund verstummt — die markanten Züge, dieser echte „Demokratenkopf“, sie verfallen, das liebevolle Herz, das in so stürmischer Begeisterung für das Wohl des Volkes schlug — es steht still!
Witten im rüstigsten Mannesalter, kaum 52 Jahre alt, raffte ihn ein tragisches Geschick hinweg! Trauernd steht die Witwe mit ihren beiden Kindern an der Bahre, trauernd die deutsche Arbeiterklasse! Ueberarbeitet, überanstrengt im Kampf um das tägliche Brot, fiel er in die Nacht des Wahnsinns, aus der ihn ein rascher Tod erlöste. Von Jugend auf hatte Wittich mit Not und Entbehrungen zu kämpfen — und doch war er von Jugend auf voll der idealsten Anschauungen, niemals auf materielle Gewinn bedacht, nie seine Ueberzeugung preisgebend, um irgendwelche Vorteile zu erringen!

Das war es auch, was ihm die Sympathien der Arbeiter in so ausgedehntem Maße erwarb! Sie fühlten, er war, wenn er auch zu den „Akademikern“ seinem Bildungsgange nach zählte, ein kämpfender, darbender Proletar, Fleisch von ihrem Fleische, Geist von ihrem Geiste. Und so hat er denn auch stets in den vordersten Reihen gestanden, wenn es galt, für die Befreiung der Arbeiterklasse zu kämpfen. Schon als er in den siebziger Jahren in Leipzig studierte, hielt er zur Partei, der er seitdem treu blieb. Sein Studium führte ihn freilich weitab von der Politik. Als Schüler des bedeutenden Germanisten Professor Hildebrand hoffte er, einst selbst an einer Universität docieren zu können; gab ihm doch sein Lehrer das Zeugnis hoher Befähigung. Doch das Studium der alt- und mitteldeutschen Literatur, so sehr es auch immer wieder unseren Manfred bezauberte, gab ihm kein Brot, und so mußte er, blutenden Herzens, seinem Lieblingswunsch entsagen. Einige Jahre wirkte er als Lehrer an einer höheren Privat-Erziehungsanstalt in Dresden, bis ihn auch hier seine politische Ueberzeugung unumgänglich machte und er sich nun vollständig literarischen Arbeiten für unsere Presse

widmete. 1889 gab er, gemeinsam mit Genossen Wurm, den Volksfreund heraus, eine illustrierte Zeitschrift für Unterhaltung und Belehrung, die an Stelle der damals eingegangenen Neuen Welt treten sollte, sich aber aus Mangel an Mitteln nur ein Jahr lang halten konnte. Dort fand er zum erstenmal größere Gelegenheit, für sein Hauptideal zu wirken: die Kunst dem arbeitenden Volke näher zu bringen, wie er bereits vorher in der Neuen Welt zahlreiche Artikel über Kunst und Literatur geschrieben hatte. Nach Fall des Sozialistengesetzes riefen ihn die Leipziger Genossen in die Redaktion des Wähler, in der er bis zu dessen Umwandlung in die Leipziger Volkszeitung zusammen mit Fr. Geier tätig war. Schon 1893 warf ihn einmal eine Nervenkrankheit danieder, doch erholte er sich in erfreulichster Weise und entfaltete nun eine rastlose Thätigkeit als Mitarbeiter einer großen Zahl unserer Parteiblätter, so der Leipziger Volkszeitung, des Vorwärts und der Neuen Zeit. Aber auch als Agitator war er der Eifrigsten und Beliebtesten einer. Unzählige Versammlungen hielt er ab; bei jedem Wahlkampfe stand er in den vordersten Reihen und wiederholt wurden ihm Mandate angetragen. Er glaubte aber, seine Fähigkeiten besser außerhalb der Parlamente der Partei widmen zu können, und so war er der stets mit Jubel begrüßte Redner, namentlich bei Festen der Partei wie der Gewerkschaften in allen Teilen Deutschlands. Die Erfahrungen, die er als Redner sammelte, legte er in der bei Spinski, Leipzig, 1901, erschienenen Schrift: Die Kunst der Rede, nieder, eine treffliche Anleitung, die vielen unserer Genossen gute Dienste leistet. Auch einen Band: Festgedichte und Prologe für Arbeiterfeste, ließ er erscheinen. Ferner schrieb er für das Volkslexikon eine ausführliche deutsche Literaturgeschichte. In einer großen Reihe von Artikeln suchte er in unserer Parteipresse besonders Goethes Wirken und seine Bedeutung den Arbeitern verständlich zu machen, wie er auch eine kleine Schrift: Goethe und die Liebe, erscheinen ließ. Sein Lieblingsplan, eine große deutsche Literaturgeschichte herauszugeben, blieb leider unerfüllt, obwohl er bedeutende Vorarbeiten dazu unternommen hatte.

Was unseren Wittich aber all den vielen Behntausenden, die ihn näher kannten, unvergesslich macht, war seine von Herzen kommende Liebe zum Volk, seine Treue und Lauterkeit. Wahrlich — er war ohne Falsch, stets bereit zu helfen, stets unermüdet, Aufklärung zu verbreiten.

So wissen wir denn, daß auch er zu denen gehörte, die nicht vergeblich gelebt! Er hat wacker mitgearbeitet an der Befreiung der Arbeiterklasse und war der Westen einer, die die Annehmlichkeiten einer bourgeoisen Existenz in die Schranke schlugen, um als ein treuer Sohn des Volkes für dessen Befreiung zu kämpfen! Die Arbeiter werden Deiner, Manfred Wittich, stets in Liebe gedenken!

Politische Uebersicht.

Der Würzburger Krakeel.

Als eine ganz gewöhnliche akademische Intrigue entpuppt sich je länger je mehr der Würzburger Professorenkrakeel. Die Herren haben ebensowenig ein materielles Opfer in die Schanze geschlagen, als sie für ein ideales Interesse kämpfen. Sie fristen ihre wohlthuerliche Professorenexistenz unbeschellig weiter, und die liberale Presse verhält sich ganz so, als ob die Sache nur symptomatisches Interesse habe als Anzeichen der Stimmung, die in Bayern gegen den Kultusminister v. Landmann zum Ausdruck komme. Die Nationalzeitung weiß zu berichten, daß „man“ die Excellenz Dehnbauer in Bayern allgemein als einen Mann betrachte, von dem die Freiheit des geistigen Lebens nicht diejenige Förderung erwarten könne, die gerade in Bayern, angeht die ultramontanen Partei, wie die dortige, als Pflicht der Regierung erscheine.

Noch offenerherziger deckt die Münchener Medizinische Wochenschrift die Karten auf. Das Verzeckblatt läßt sich hören:

Wenn alle Beteiligten einmütig zusammenstehen und an ihrer Pflicht und ihrem gegebenen Worte festhalten, wenn insbesondere auch den Würzburger Professoren die moralische und praktische Unterstützung ihrer Münchener und Erlanger Kollegen nicht fehlt, dann wird diesem gewaltigen Ansturm gegenüber selbst ein so festgegründeter Ministerstuhl wie der des Herrn v. Landmann nicht bestehen können. Wenn dieser Erfolg erreicht wird, dann werden die bayerischen Professoren sich ein unvergängliches Verdienst um das arg gefährdete Geistesleben des Landes erworben haben. Wir sind überzeugt, daß mit allen Gebieten, soweit sie nicht durch einen besonderen Parteistandpunkt daran verhindert werden, nicht nur Bayerns, sondern weit über dessen Grenzpässe hinaus, auch die Ärzte, denen als nächste That dieses Ministeriums eine homöopathische Professur an einer bayerischen Universität droht, sich auf die Seite der Würzburger Universität stellen werden, und in dieser Ueberzeugung sprechen wir hier den Würzburger Herren, die, ohne Rücksicht auf persönliche Interessen, in den Kampf um ideale Güter eingetreten sind, Dank und Anerkennung aus, und die Zuversicht, daß sie ihre gute Sache siegreich durchzuführen werden.

Eine homöopathische Professur — das ist des Pudels Kern für die ärztlichen Sonderinteressen, die sich nun plötzlich im Ansturm gegen das Ministerium Landmann mit „allen Gebildeten“ solidarisch fühlen. Vom arg gefährdeten Geistesleben Bayerns sprechen die Herren Ärzte und meinen einen Hochschulsitz für Homöopathie. Beiläufig ein eminent toleranter Standpunkt für „liberal“ geminte Ärzte, die Errichtung einer Professur für eine Spezialrichtung der Therapeutik zu verpönden. Aber freilich, wenn man, wie dies auf dem Königsberger Kongress geschehen, besondere Strafbestimmungen gegen die „Kursprücher“ verlangt und unter diesen Begriff alle Versuche der Heilkunde versteht, die von der traditionellen, ältesten Heilkunst abweichen, wird man auch in das Kreuzgeziel gegen einen Minister einstimmen, der dem jüngsten Pflanztum der Medizinmänner keine Konjessionen macht, so pflaßfreundlich er sonst auch regieren mag. Es ist ein buntes Gähneln von bürgerlichen Bildungsinvaliden, das sich hier im Namen der „Freiheit der Wissenschaft“ zum Sturm auf die bayerische Kultusexcellenz rüht.

Seuilleton.

Das tägliche Brot.

Roman von Klara Diebig.

Die Vermieterin räusperte sich. „Totte doch, det sollte keen Hindernis nich sein. Auf'n Lande wird ebent einfach jekoht, täglich Suppe un Fleisch un Gemüse un Kartoffeln; nur Sonntags was Exträs: en Hühnchen oder ne Mehlspeise. Die feine Küche wie bei jnädje Frau in'n hochherrschafflichen Hause, die lernt aber so eene rasch.“
„Ich kann nich kochen,“ sagte Mine ängstlich.

Die Tante warf ihr einen bitterbösen Blick zu. Aber ihre Stimme schmeichelte: „Tott, jnädje Frau, da sehen Se's, wie bescheiden! Bescheiden sein is jut, it sage alle Tage zu meine Kinder: Seid bescheiden, in Euren Stand muß man bescheiden sind! Aber die Mine übertreibt det reine —“

In diesem Augenblick kam Bertha. Das Schnapsfläschchen trug sie unter der weißen Schürze verborgen, die rosa Bluse, die sie am Nachmittage angelegt, um den Käuferinnen zu imponieren, sah zierlich auf der hübschen Gestalt. Ihre Wangen waren noch rosiger als sonst, sie war freudig erregt. Hatte doch, eben als sie die Destillation verlassen, die Kaufmannsrau von der anderen Ecke sie angerufen, die behäbige Dame mit der goldenen Uhrkette und der durch einen hohen Schildpattkamm aufgestellten Flechtenkrone. Auch sie hatte gehört, daß drüben bei Reschkes zwei Mädchen, frisch vom Lande, zugezogen seien. Sie forderte Bertha auf, in den Laden zu treten, in dem Zuckerhüte und große Block Schokolade aufgestellt

waren, und auf einem Ständer an der Thür verschiedene hohe Gläser mit Bonbons in allen möglichen Farben und Formen lockten. Da hatte sie ihr den Vorschlag gemacht, am ersten Oktober mit sechzig Reichsthalern Lohn und dreißig Mark Weihnachtsgeld zu ihr zu ziehen. Es schwinde Bertha, aber sie bat sich Bedenkzeit aus; es war doch immerhin nur im Kaufmannsladen! Und sie sah lächelnd an sich herunter und zog den Gürtel mit der blanken Schnalle noch ein wenig fester um die Taille zusammen — mußte sie ein Mädchen sein, daß man sich so um sie riß!

Mit einer strahlenden Freundlichkeit glänzten ihre Augen die fremde Dame an, als sie sich jetzt im Keller geschmeidig durch die Obstkörbe an ihr vorbei wand.

Die Hauptmännin hielt sich die Borgnette vor die Augen, dann sagte sie sich ein Herz: „Entschuldigen Sie, Frau Reschke, das scheint mir doch viel eher das Mädchen zu sein, von dem unser Bursche mir gesprochen hat. Suchen Sie nicht auch Stellung?“ wandte sie sich an Bertha.

„Jawohl, gnädige Frau!“ Bertha hatte ein kindliches offenes Lächeln, das sofort für sie einnahm. „Verstehen Sie Küche und Hausarbeit?“

„Ich hab meiner Mutter den Haushalt geführt, wer hatten sehr viel zu thun. Ich habe alles alleine gemacht, de Mutter brauchte sich um nicht zu kümmern.“

Frau Reschke war ganz starr — die wußte sich aber anzubringen! Eine leise Bewunderung stieg in ihr auf, zugleich aber auch ein tüchtiger Aergers; daß das dreiste Ding ihre Hilfe gar nicht zu gebrauchen schien! „Bertha,“ sagte sie scharf. „Die jnädje Frau Hauptmann v. Salbern will unsere Mine mieten.“

„Ach, ich weiß doch nicht — ich möchte doch lieber

nicht,“ sagte die junge Frau zögernd und betrachtete unentschlossen Mine, die mit ihren linkschen Manieren und der verdrossenen Miene gewaltig gegen Bertha abstach.

Von Salbern — Hauptmann v. Salbern! Das war was Feines! Berthas Lächeln wurde immer gewinnender.

„Diese ist so freundlich,“ sagte Frau v. Salbern, gleichsam entschuldigend, zur Reschke. „Ich habe so gern freundliche Leute um mich; es ist auch so gut für die Kinder.“ Und dann mit einer plötzlichen Entschlossenheit zu Bertha: „Ich gebe Ihnen sechzig Thaler.“

Die Reschke wurde dunkelrot. Mit Mühe nur behielt sie Biederton und Biedermiene bei. Noch schöner! Die Mine, die so schwer zu vermieten war — nicht einmal die Hauptmannsrau wollte sie! — blieb ihr auf dem Galse, und der Racker da brachte sich gleich selber an! Aber sie gönnte es der kleinen Bröte, wenn sie auf den hungerleidrigen Haushalt reinfiel. Und so befrägte sie in geheimer Schadenfreude die junge Frau eifrig in ihrer günstigen Meinung über Bertha.

Nur der Lohn schien noch ein Hindernis. Bertha verlangte in aller Bescheidenheit siebzig Thaler und ließ einfließen, daß der Destillateur drüben ihr eben das gleiche geboten, und die Kaufmannsrau, an der anderen Ecke der Kirchbachstraße, sogar noch fünf Thaler mehr.

Frau Reschke zitterte vor verhaltenem Mut — die Bande! Also nicht bloß, daß sie einem die Kunden wegschnappten, auch den Nebenverdienst, durch den man mal ein paar Mark erübrigte, ruinierten sie einem. Der Kollege mußte man's anzeigen, so'ne Gemeinheit! Einem die Mädchen hinterücks wegzumieten!

Aber jetzt wollte sie zu ihrem Gelde kommen. So schwadronierte sie denn los: „Seben Sie siebzig, jnädje